

Zeitschrift: Fachzeitschrift Heim
Herausgeber: Heimverband Schweiz
Band: 73 (2002)
Heft: 12

Artikel: Fachtagung Erwachsene Behinderte : Lösungen für die strukturelle Gewalt in Heimen
Autor: Rizzi, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-813119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fachtagung Erwachsene Behinderte

LÖSUNGEN FÜR DIE STRUKTURELLE GEWALT IN HEIMEN

Von Elisabeth Rizzi

Wo beginnt Gewalt, wo hört sie auf? Können Strukturen Gewalt verhindern oder zumindest mindern? Gewalt im Heim: Institution = Struktur = Gewalt war das diesjährige Fachtagungsthema des Heimverband-Fachverbandes Erwachsene Behinderte. Ein Thema, das für einmal bis-sig mit Humor behandelt wurde.

«Wir sind kein Goldfisch, der ohne Schrei zu Brei zerfällt – jetzt ist der Moment – wir sagen Halt! Das Sozialprodukt ist das, was zwischen uns geschieht. Geld ist ein Mittel, aber wir – wir sind der Wert. Sind wir erfolgreich oder nicht, fällt jetzt nicht mehr ins Gewicht. Wir sind kein Goldfisch – wir sind das Gold.»

Kann man zum Thema Gewalt lachen? Ja, man kann. Dass Gewalt kein Tabuthema ist, das in der verbalen Auseinandersetzung gequälte Ernsthaftigkeit verlangt, dürfte zu den wichtigsten Erkenntnissen der Fachtagung zählen. Schnoddrig, bitterböös und bisweilen auch charmant sprang das *Basler Cabarettrio Birkenmeiers* (*Felicitas Vogt, Sibylle Birkenmeier*) zwischen den Referaten von einer tiefsinnigen Pointe zur nächsten. Das Lachen blieb dem Publikum dabei nur selten im Hals stecken.

bylle und Michael Birkenmeier) zwischen den Referaten von einer tiefsinnigen Pointe zur nächsten. Das Lachen blieb dem Publikum dabei nur selten im Hals stecken.

18. November 2002, Olten. Ein Mixer steht auf dem Klavier, ein Fisch darin. Er zappelt und blubbert vor sich hin. Gewalt ist das Thema. Das Cabaret Birkenmeiers besingt ihn:

«Ich bin kein Goldfisch – ich lass mich nicht vermixeln. Ich glaube ernstlich, dass Sie hier etwas verwechseln: Ich bin kein Faktor oder Nutzen, weder Kosten, noch Gewinn. Sie möchten wissen, was ich bin? Ich bin kein Goldfisch mit Messern unterm Bauch. Ich bin ein Mensch und Sie? Sie sind das auch.»

Die Seligen im Bett

«Sie sind Menschen», das sagt auch Wolfgang Jantzen, Professor für Behindertenpädagogik an der Universität Bremen, und meint damit Behinderte. Offensichtlich keine Selbstverständlichkeit, denn im Besonderen Menschen mit einer geistigen Behinderung werden oft nicht als solche wahrgenommen. Sie gelten als Wesen mit einer naturgegebenen Benachteiligung, einem unabwendbaren Schicksal. Keinesfalls werden sie als vollwertige Mitglieder, Bürger mit politischen Rechten in einer Gesellschaft aufgenommen.

Hier setzt Jantzen ein. Die Wegnahme der Bürger- und Menschenrechte, so meint er, sei das Hauptproblem der geistig Behinderten. Denn geistige Behinderung ist seines Erachtens nicht angeboren, sondern entwickelt und verstärkt sich erst nach der Geburt. Schuld daran trägt die Erfahrung der nichtstattfindenden Sozialisation. Jantzen nennt ein Beispiel: «Eine Mutter wartet mit einem geistig behinderten Kind im Kinderwagen an der Bushaltestelle. Als der Bus kommt, hilft ein freundlicher Helfer der jungen Mutter, den Wagen in den Bus zu heben. Drinnen erst erkennt der Helfer, dass er ein behindertes Kind getragen hat und mit den Worten «so ein Kind fährt nicht in einem öffentlichen Bus!» trägt er den Wagen eigenhändig wieder hinaus.»

Auf solche extremen und eine Vielzahl subtilere Erlebnisse reagieren behinderte Kinder wie die Opfer aller Gewalt. Sie entwickeln eine Art posttraumatisches Stresssymptom. Sie werden überaktiv oder depressiv, leiden unter Albträumen. Und ihr Gehirn entwickelt sich anders als unter anderen Lebensbedingungen. Bestimmte Funktionen, beispielsweise die Raum-Zeitkoordination, können sich nicht optimal ausbilden. Dies hat Folgen auf das spätere Leben. So zeigt eine Studie bei schwergradig geistig behinderten Erwachsenen in Institutionen, dass Stressindikatoren wie Bluthochdruck, Kernkörpertemperatur oder Atemfrequenz deutlich erhöht sind. Laut den Autoren ist das eine Folge davon, dass die Behinderten die eigene Bedrohungssituation nicht adäquat einschätzen können.



Manchmal blieb dem Publikum bei den Texten von Michael Birkenmeier, Felicitas Vogt und Sibylle Birkenmeier das Lachen im Hals stecken. Fotos Elisabeth Rizzi

Diese physischen Reaktionen seien weder angeboren, noch irreversibel. Deshalb sollte geistige Behinderung nicht bloss mit pädagogisch-/psychologischen Mitteln, sondern in erster Line mit Mitteln der Naturwissenschaft begegnet werden, plädiert Jantzen. Dabei spiele die erfahrene Gewalt bei der Entwicklung geistig behinderter Menschen eine massgebliche Rolle. Werde diese ausser Kraft gesetzt – beispielsweise durch Anerkennung – so zeige sich bei den Kompetenzen und Entwicklungen dieser Menschen überraschend grosses Potenzial.

Fragt sich nur: Warum ist diese Gewalt bis heute nicht äusserlich sichtbar geworden? Jantzen begründet: «In der modernen Biopolitik steht nur das nackte Überleben im Zentrum.» Was darüber hinausgehen würde, beispielsweise das Recht auf Würde, politische und Bürgerrechte, wird negiert. Ebenso findet in der öffentlichen Wahrnehmung aufgrund dieser Sichtweise auch eine Massenkonstituierung der Behinderten statt. Wegen ihrer Krankheit oder Abweichung werden sie zu Kostenfaktor degradiert. Dabei gilt eine kostengünstige Behandlung als Voraussetzung für den allgemeinen Wohlstand der anderen.

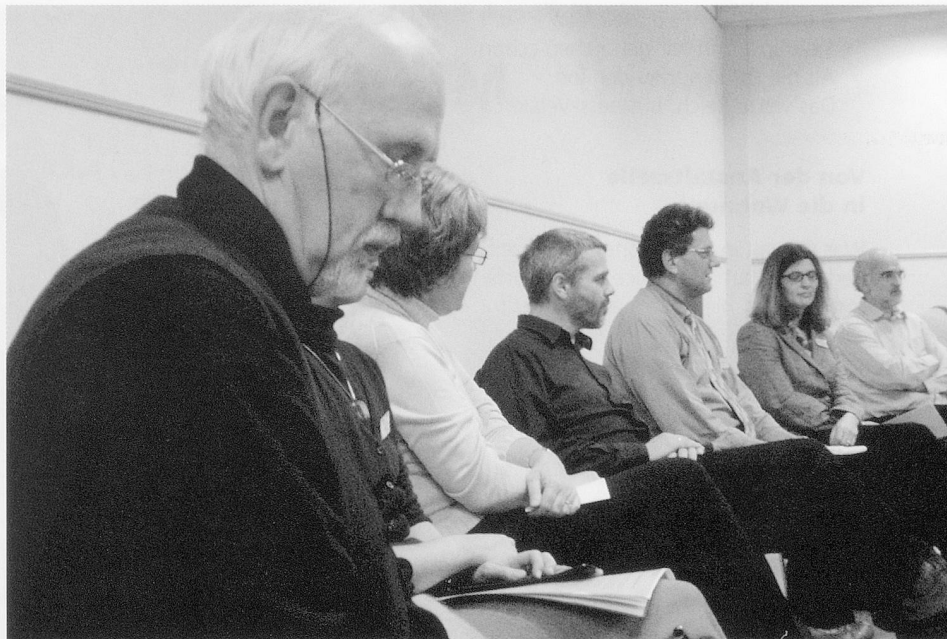
Angeichts dieser Tatsachen stellt Jantzen die provozierende Frage:

«Inwieweit entsprechen die Einrichtungen für geistig Behinderte eher dem Typ des Lagers als einem Ort realer Hilfe?»

Die Frage ist eine rhetorische. Jantzen zitiert den leitenden Pastor eines Diakoniewerks aus den 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts: «Sie (die schwerstbehinderten Kinder) waren die Seligen, die nicht aus dem Bett genommen und mobilisiert werden sollten.» Auch dies ein Akt der Gewalt, in Jantzens Augen. Deshalb, so seine Kernthese, gibt es als Lösung nur «den radikalen Verzicht auf die Anwendung von Gewalt gegen die Ohnmächtigen.»

«Lieber Goldfisch,
Sie wollen also leben?
Welche Arbeit üben Sie denn aus,
um zu leben?
Sie leben? Das ist doch keine Arbeit.
Sie müssen etwas leisten,
denn ohne Leistung gibts
kein Leben ...»

Ein Mixer steht auf dem Klavier, ein Fisch darin. Er zappelt und blubbert vor sich hin. Gewalt ist das Thema.



Zum Schluss der Tagung versammelten sich die Referentinnen und Referenten zu einer Podiumsdiskussion. Zusätzlich beteiligten sich: Simon Bridger (INSOS) und Heidi Meyer (Insieme). Es moderierte Christina Horisberger, Präsidentin Fachverband Erwachsene Behinderte.

Fehlende Rückzugsmöglichkeit als Gewaltfaktor

Was ist Gewalt? Was ist Gewalt in Institutionen? *Olivia Lutz*, Heilpädagogin und freie Beraterin für Heime, unterteilt Gewaltanwendung in verschiedene Ebenen:

- Individualpsychologische Ebene: Was geschieht beim einzelnen Menschen?
- Sozialpsychologische Ebene: Was geschieht in der Gruppe?
- Institutionelle Ebene: Was geschieht in den Institutionen?
- Strukturelle Ebene: Was geschieht im Kanton?
- Politisch/philosophisch/kulturelle Fragen: Was geschieht behinderten- und gesellschaftspolitisch?

An der Fachtagung hat sich Lutz der institutionellen Gewalt gewidmet. Denn personelle Gewalt, so meint sie, unterliegt starken Schwankungen und ist somit leichter festzustellen, während strukturelle Gewalt eine gewissen Stabilität aufweist und versteckter stattfindet.

Dass gerade Behinderteninstitutionen anfällig sind für strukturelle Gewalt hat seinen Grund darin, dass ein Gefälle zwischen behinderten Menschen und deren Begleitung besteht – ein Herrschaftsverhältnis. Institutionen im Behindertenbereich wurden gesellschaftlich mitbegründet, um sogenannte unvernünftige Menschen von der Norm fernzuhalten. Deshalb tendieren sie, so Lutz, «in der wohlmeinenden Absicht Regeln und Strukturen aufzubauen dazu, strukturelle Gewalt auf ihre Mitglieder auszuüben.»

Dabei gibt es Strukturen, die gewaltfördernd wirken können als andere. Beispielsweise wenn «totale» Institutionen Zugriff auf den ganzen Menschen beanspruchen, also nur wenig bis gar keinen Kontakt zur Aussenwelt pflegen. Ebenso droht ein gewaltförderndes Klima, wenn zu viele Menschen auf zu engem Raum begleitet werden, bestimmte Merkmalstragende konzentriert oder keine Rückzugsmöglichkeit im Sinne von Privatsphäre für die Betroffenen existieren.

Heime sind oft funktional eingerichtet. Doch sie entsprechen oft nicht den Bedürfnissen der Bewohnenden nach Privatheit und Geborgenheit, beobachtet Lutz. Dies ist fatal.

Denn, wo die strukturelle Gewalt in diesem Sinn akzeptiert wird, nimmt die Gewaltanwendung oft zu. Gewalttaten werden als angemessen und berechtigt dargestellt und gelten schliesslich als normal. Aus diesem Grund fordert Lutz von den Heimleitungen, ein Zeichen gegen die Gewalt zu setzen und auch die menschlichen Seiten des Personals in die Anti-Gewaltmassnahmen einzubinden. Es sei eine Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie, den eigenen Gewalterfahrungen nötig. Ebenso müsse die Fähigkeit, sich ins Gegenüber einzufühlen, geübt werden. Und nicht zuletzt müsse dem Personal beim Umgang mit renitenten Behinderten geholfen werden, die ein wohlmeinendes Angebot ablehnen.

«Und wieder ist Barbarenzeit
Gespielt wird jetzt Faschismus light.

Die alte Sau im neuen Kleid,
Sie rülpst und wir gehorchen schon.
Alt die Parolen, neu der Ton.
Das vierte Reich, Business-Version.»

Von der Anstaltszelle in die Wohnung

Was Gewalt in Institutionen im Einzelfall bedeutet, hat *Clemence Moser* erfahren. Er leitet die Kantonalen Einrichtungen für Menschen mit geistiger Behinderung in Basel-Stadt. Seine Aufgabe war es, die geistig Behinderten aus der psychiatrischen Klinik auszugliedern, nachdem die inakzeptablen Lebensbedingungen dort von der Presse aufgegriffen wurden.

Als erste Massnahme haben er und sein Team die Bewohnerschaft aus den normierten Einzelzellen in Wohngruppen zu 6 bis 12 Personen verlegt. Gesucht haben die Betreuenden dazu private Liegenschaften in der ganzen Stadt. Individualität war dabei eines der obersten Ziele. Bereits durch diese Veränderung der Wohnsituation habe sich das Gewaltpotenzial erheblich verringert, berichtet Moser.

Weitergehende Massnahmen auf der Konzeptebene brachten zusätzliche Erfolge. So hat sich die Institution dazu verpflichtet, niemandem den Heimplatz aufgrund seines Verhaltens zu kündigen. Es wurde ein Krisenmanagement ausgearbeitet, das den Mitarbeitenden Hilfe für schwierige Situationen bietet. Alle Mitarbeitenden wurden zudem dazu verpflichtet eigene Vorfälle zu melden oder als Zeugen Ausnahmesituationen weiterzuleiten. Flankierend dazu hat die Institution die Ausbildungsbemühungen im Sozialpädagogischen Bereich verstärkt.

«Der Goldfisch schwimmt
im Mixerglas.
Was soll denn das?
S'ist unerklärlich ...
Die Mixermesser sind kein Spass.
Ja, weiss er das?»

Ein Mixer steht auf dem Klavier, ein Fisch darin. Er zappelt und blubbert vor sich hin. Gewalt ist das Thema.

Gewalt gehört zum Leben

Jakob Egli, Leiter des Vereins Chupferhammer fordert, Gewalt nicht zu dämonisieren. Gewalt gehört zum Leben. Sie kann nicht negiert werden. Nur ein guter Umgang mit ihr kann zu Lösungen führen, meint er. Für Egli ist das Problem Institution und somit Gewalt ein evolutionäres Phänomen. Jeder Mensch ist nach seiner Geburt auf eine Institution angewiesen – und sei es bloss auf eine Familie.



Cabaret Birkenmeiers: «Wir sind kein Goldfisch, wir sind das Gold.»

Was tut der Mensch, wenn ihm eine Institution nicht passt? Erst hat er sich in Utopievorstellungen verkrochen. Dann hat er den Institutionstyp der Anstalt entwickelt und schliesslich das Heim als Spagat zwischen Anstalt und Familie. Auch dieses Modell, so Egli, scheint nicht wirklich zu befriedigen. Doch was ist der nächste Schritt?

Paradoxerweise sei noch nie mehr Geld für Behinderte zur Verfügung gestanden als heute, stellt Egli fest. Geld allein führt also nicht zu einer Lösung. Egli stützt sich dabei auf die Erfahrungen aus Nordeuropa. In Schweden besteht ein Bauverbot für Heime. Alles richtet sich auf die Assistenzentschädigung. Für Schwerst- und Geistigbehinderte führt dieses Modell schnurstracks in die Isolation. Durchaus ist deshalb auch in Zukunft ein Gemeinschaftsangebot gefordert. Die Frage nach der strukturellen Gewalt kann also nicht gelöst werden, indem Institutionen einfach aufgehoben werden. Die Frage, die sich laut Egli viel mehr stellt, ist die, wie man mit der unvermeidlichen Gewalt umgehen kann.

Als Erstes hält er eine konstruktive Fortsetzung der bisherigen Institutionen für zwingend. Mittelfristig jedoch soll sich die Einsicht durchsetzen, nicht mehr als eine Gruppe behinderter Menschen unter einem Dach zu betreuen. Langfristig soll sich schliesslich das Rollenbild von Institutionen vollständig wandeln: Statt

ein zentrales Mutterhaus und gegebenenfalls Aussenwohngruppen sollen Institutionen nur mehr dezentrale Wohnungen, Haushaltsgeld und Angestellte zur Verfügung stellen. (Siehe auch Bericht Seite 655.)

Ein grosses Problem sieht Egli bei der Verwirklichung dieser Vision im unerschütterlichen Glauben an die Marktkräfte. Zu stark werde heute noch das Heimangebot als klassische Dienstleistungspalette mit der Verpflichtung zu ökonomischem Verhalten aufgefasst. Vergessen gehe dabei, dass sich jede nichtbehinderte Person im Privatleben hochgradig unökonomisch verhalte.

Die Herausforderung für Heime besteht nun darin, von der öffentlichen Hand Mittel für den Betrieb zu generieren und gleichzeitig für ihre Bewohnerschaft Lebensbedingungen zu schaffen, wie sie auch für Nichtbehinderte gelten. «Die Institutionen müssen so organisiert sein, dass auch eine nichtbehinderte Person darin leben möchte», fordert er. Diesen Spagat zu schaffen, so Egli, sei aber nicht die Aufgabe der Invalidenversicherung, sondern diejenige der Trägerschaften. Beispielsweise indem sie bei der Qualitätszertifizierung klarmachen, dass die Kontrolle vor dem Kochtopf und auf der Türschwelle zum Bewohnerzimmer aufzuhören hat und Garantie der Privatsphäre durchaus zu den Qualitätskriterien zählen darf. ■